

Schriften der Sudetendeutschen Akademie  
der Wissenschaften und Künste  
Band 36  
per aspera ad astra  
Klasse der Künste und Kunstwissenschaften

HELGA UNGER

## Zwischen Bangen und Hoffen

Die Aussicht war wirklich schöner, als Emma es sich vorgestellt hatte. Als sie den schweren orangefarbenen Vorhang, der die Balkontüre verdeckte, beiseiteschob, was ihr nur mit Mühe gelang, blickte sie abwärts auf einen weitläufigen Garten mit alten Bäumen und einem Springbrunnen, aus dessen bronzefarbener Nixe ein Wasserstrahl hoch aufstieg. Wenn sie geradeaus ins Weite schaute, eröffnete sich ein Panorama scharf konturierter Bergsilhouetten, sattgrüner Sommerwiesen und über die Hänge wie Spielzeug verstreuter Häuser mit leuchtendweißen Mauern und dunklen Dächern. Der Ausblick hätte jedem Hochglanzprospekt der Tourismuswerbung Ehre gemacht. Hier also sollte sie die nächsten Wochen verbringen. (Wie viele, wusste sie noch nicht, das hing nicht nur von der Zusage der Krankenkasse ab).

Auf die vorsichtige Frage Emmas nach der Lage des Zimmers bei der Rezeption der Reha-Klinik einige Tage vorher hatte eine Dame mit ölig freundlicher Stimme, doch knapper Diktion gesagt: „Erster Stock, Blick nach Süden. Wird Ihnen schon gefallen.“

Eigentlich hatte die Patientin nach der Entlassung aus dem Akutkrankenhaus gleich in eine ambulante Reha-Behandlung gehen wollen. Aber die Angestellte des Sozialdienstes hatte ihr dringend davon abgeraten. „Was wollen Sie denn zu Hause machen mit Ihren gebrochenen Schultern? Auch wenn der Professor – er ist auf diesem Gebiet wirklich eine Koryphäe -Ihnen die kaputten Knochen mit Titan geflickt hat, werden Sie noch einige Wochen oder Monate fremde Hilfe in Anspruch nehmen müssen. Haben Sie einen Mann oder eine Tochter zu Hause?“

Als Emma, die seit Jahren mit keinem Mann mehr zusammenlebte, den Kopf schüttelte und, da sie sich über die indiskrete Fragerie ärgerte, schwieg, meinte die Sozialdame mit Pokergesicht: „Sie sollten froh sein, dass wir so rasch einen Platz für die Heilbehandlung bekommen konnten.“ „Aber ich bin Mitglied bei den Johannitern, die haben doch so einen ambulanten Essens- und Pflegedienst...“, versuchte Emma zu kontern. „Das ist nichts für Sie in dieser Phase. Glauben Sie mir, ich habe da einige Erfahrung. Die kommen höchstens zwei Mal am Tag vorbei und arbeiten im Minutentakt. Das Essen stellen die Ihnen für vierzehn Tage in eine Kühlbox. Das müssen Sie dann täglich selbst in der Mikrowelle oder im Backofen warm machen. Na dann Mahlzeit!“ Der arrogante Ton war nicht zu überhören. „Also, dann melden

Sie mich halt an bei dieser Rehaklinik in dem Schicki-Micki-Ort am See. Vielleicht ist es in meiner Situation wirklich das Beste“, gab Emma kleinlaut bei.

Die Sozialbeflissene hatte ihr einen Anmeldebogen und ein Merkblatt dagelassen, das die Krankenberichte und die Kleidungsstücke auflistete, die die Patienten mitzubringen hatten. Da war unter anderem von Jogginganzügen und trittfesten Schuhen die Rede.

Da Emma keinerlei Lust zum Freiluftsport hatte, besaß sie auch nichts, was entfernt einem Jogginganzug ähnelte. Also bat sie ihre Freundin Corinna, ihr eine bequeme dunkelblaue Jersey-Hose und ein graues Sweatshirt zu besorgen. Corinna hatte auch nach den Angaben Emmas die übrigen Kleidungs- und Wäschestücke zusammengepackt und ihr ein paar Tage vor dem Transport in die Anschlussklinik gebracht.

Emma trat vom Panoramablick zurück. Sie musste ihren Koffer auspacken. Aber wie? Noch konnte sie ihre Arme nur mit Mühe bis auf Brusthöhe bewegen. Auch waren die Muskeln so schwach, dass an ein Manövrieren des Koffers nicht zu denken war. Schon gar nicht konnte sie die Blusen, Jacken und Hosen in den Kleiderschrank räumen. Also musste sie um Hilfe bitten. Als Emma die diensthabende Schwester herbeirufen wollte, bemerkte sie, dass der Klingelknopf oben hinter dem wandseitig aufgestellten Bett angebracht war. Unerreichbar für ihre lädierten Arme.

Flashback: Der Schreck, nach dem Sturz. Im Krankenhaus, das Gefühl blanker Hilflosigkeit, wenn ihr die Klingel aus der Hand geglitten war oder wenn eine Schwester gedankenlos die Klingelschnur auf dem Bettgalgen unerreichbar hoch gehängt hatte. Jetzt aber gab es eine Alternative: Herbeirufen des guten Geistes per Telefon. Emma blätterte in der Info-Mappe; endlich fand sie die Nummer für das Schwesternzimmer.

Nach einigen Minuten erschien – keine Schwester, sondern ein hochgewachsener Mann mit einem Blondschof, der sich als Pfleger Heiko vorstellte. Emma blickte ihn einige Sekunden verdutzt an; doch fasste sie sich schnell und stellte sich vor. „Was kann ich für Sie tun?“, fragte der Blondschof und lächelte ihr aufmunternd zu. Emma bat ihn zunächst, den Koffer auszupacken und die Sachen in den Schrank zu hängen. Mist, dachte sie, jetzt muss ich auch noch auf die Toilette. Und das mit einem Mann als Intimpfleger.

Als sie vor drei Wochen auf einer holprigen Straße, zwei volle Einkaufstaschen vor sich hertragend, in hektischer Betriebsamkeit über einen Stein gestolpert und vornüber gestürzt war, hatte sie sich nur mehr auf die Knie stützen, aber nicht mehr aus eigener Kraft aufstehen können. Erst zwei stämmigen Männern, von einer vorübergehenden Frau per Handy herbeigerufen, war es gelungen, Emma unter den Armen zu fassen und in den Rettungswagen zu heben. Als später ein Pfleger ihr die Arme mit Klettbandagen fixierte, merkte Emma erst, wie hilflos sie war. Sie konnte sich nicht selbständig schneuzen, nicht kratzen, keinen Löffel zum Mund führen. Aber das Schlimmste: Auf der Toilette war sie, da sie ihre Arme nicht nach hinten strecken konnte, total auf fremde Dienste angewiesen. Beim ersten Mal war ihr die Schamröte ins Gesicht gestiegen. Die meisten Schwestern versuchten zwar, durch professionell-freundliche Sachlichkeit die peinliche Situation zu meistern. Aber der Schock saß tief.

Da gab es eine Pflegerin, die, ihrer Sprachfärbung nach, aus dem Nordosten stammend, Emma das Gefühl der Unterlegenheit, ja der Erniedrigung gab. Als Schwester Sabine zum ersten Mal in Emmas Krankenzimmer trat, stellte sie wortlos das Essenstablrett auf den Beistellwagen, ohne es abzudecken, geschweige denn, wie es vereinbart war, der Patientin das Fleisch und die Kartoffeln kleinzuschneiden und zum Mund zu führen. Emma war indigniert; sie nannte ihren Namen und schob die Diagnose hinterher: „beidseitige Schulterfraktur“. Darauf zischte Sabine: „Weiß ich doch.“ „Dann helfen Sie mir bitte.“ Emma versuchte ihren Unmut nicht in den Tonfall ihrer Stimme zu legen, wenngleich es in ihr kochte.

Bei der Morgentoilette legte Sabine nicht ungeschickt, aber unwillig, Hand an Emma. Als sie ihr die Einlage in den Schlüpfer schob und Emma nicht gleich dankte, entfuhr es der Schwester: „Wer ist hier die Herrscherin?“ Emma unterdrückte mühsam Tränen des Zorns. „Spüren Sie denn nicht, dass ich die Arme bin, die auf Ihre Hilfe komplett angewiesen ist? Von wegen Herrscherin!“ Emma richtete sich auf, so gut sie konnte, und ging langsam erhobenen Hauptes zu ihrem Bett zurück.

Nun also das erste Mal mit einem Mann. „Ich muss auf die Toilette. Das meiste kann ich schon. Aber den Schlüpfer hinten hochziehen, das klappt leider noch nicht. Würden Sie mir bitte helfen.“ Heiko verzog keine Miene, er wartete vor der Toilette, bis Emma ihn hereinbat; dann tat er das Notwendige mit sicherem Griff und vollkommen diskret, so dass bei Emma nicht das geringste Gefühl der Peinlichkeit entstand.

Als sie wieder im Zimmer waren, bat sie Heiko, ihr zu zeigen, wie sie vom Bett aus die Klingel erreichen könnte, wenn sie nachts nicht aufstehen wollte. „Der Klingelknopf ist wirklich zu hoch angebracht. Da muss ich mir etwas einfallen lassen.“ Heiko sprach's, ging hinaus und kam nach ein paar Minuten mit einer beweglichen Klingel an einem Kabel zurück, das er in die Steckdose neben dem unerreichbaren Knopf in der Wand schob. „Voilà, Madame, das müsste klappen,“ sagte er mit verschmitztem Lächeln. „O, jetzt haben Sie mir das Leben wirklich erleichtert, herzlichen Dank“, antwortete Emma. Sie strahlte Heiko an, als wolle sie ihn gleich umarmen. Das wäre denn doch des Guten zu viel, dachte sie; ich könnte ja seine Mutter sein.

Als Heiko das Zimmer verlassen hatte, ging sie zur Balkontür. Hoffentlich muss ich jetzt nicht noch einmal nach dem Pfleger klingeln. Vorsichtig probierte Emma, den Türgriff in die richtige Position zu bringen. Mit dem leichter verletzten linken Arm versuchte sie, die Klinke herunterzudrücken. Immerhin: Beim dritten Mal gelang es. Der Balkon war groß genug, um einem Liegestuhl und einem Sonnenschirm Platz zu bieten. Rechts und links grenzten ihn helle Naturholzwände gegen die Nachbarn ab. Die Luft war angenehm warm, nicht mehr drückend schwül, wie am Vormittag, als Emma mit unsicheren Schritten aus dem Rettungswagen ausgestiegen war und, vom Sanitäter geleitet, auf die Eingangstür der Heilbehandlungsklinik zugegangen war.

Das Haus erinnerte Emma in der alpenländischen Bauweise – den kalkweißen Mauern, dem tiefgezogenen, dunklen Satteldach und den auf zwei Stockwerken umlaufenden braunen Holzbalkonen mit roten Geranienstöcken – an die Klinik, in der sie vor Jahren jedes Wochenende ihren kranken Freund besucht hatte.

Die breite Haustüre bestand aus einem dunklen Balkenrahmen, der eine matt-weiße, undurchsichtige Glasfüllung umgab. Wie von Zauberhand geöffnet, schwang beim Tritt auf die Schwelle die Tür zur Seite und gab den Eingang so weit frei, dass zwei Personen gleichzeitig hindurchgehen konnten. Als Emma in die Eingangshalle getreten war, gefolgt von dem Sanitäter, der ihr Gepäck trug, kam ihr ein weißhaariger Herr, im Rollstuhl sitzend, entgegen. Er grüßte höflich und bewegte sich elegant auf die Eingangstüre zu.

Vom Balkon aus schweifte Emmas Blick geradeaus in die Landschaft und blieb auf einer bewaldeten Bergkuppe hängen, die von einem kleinen grauen Gebäude, vermutlich einer Kapelle, gekrönt war. Zur Rechten des Bergrückens ragte ein Kogel auf, dessen eine Flanke zu einem Sattel führte, auf dem sich eine Burgruine mit einem zinnenbewehrten Turm erhob. Über der Landschaft wölbte sich ein blauer Himmel, auf dem nur ein paar leichte Zirruswölkchen dahinzogen.

Emma sog die Luft ein, die nach geschnittenem Gras und Levkojen duftete, und wandte den Blick nach unten auf eine geräumige Terrasse, auf der an runden Tischen in Korbstühlen, von Sonnenschirmen geschützt, Menschen verschiedenen Alters, teils schweigend, teils plaudernd, saßen. Wären da nicht Rollstühle gestanden oder Menschen an Krücken gegangen, man hätte meinen können, dies sei keine Klinik, sondern ein Café in einem der nahe gelegenen Hotels. Die Klinik lag am Rande eines Nobelortes an einem bekannten Voralpensee, an dessen Ufern seit Jahrzehnten nicht nur Gäste aus der nahe gelegenen Großstadt, zur Erholung, zum Sommer- oder Wintersport, sondern aus dem ganzen Land, ja auch aus fernen Ländern kamen.

In dem Restaurant, dessen Terrassenausgang man von ihrem Balkon aus sehen konnte, war Emma gleich nach ihrer Ankunft ein Platz an einem Vierertisch zugewiesen worden. Es war Mittagessenszeit. Mit aufmerksamer Höflichkeit waren Ober und Kellnerin bemüht, die Bedürfnisse und Wünsche der Patienten zu erfüllen. Noch bevor Emma darum bat, schenkte der Ober ihr ein Glas Mineralwasser ein. Das Fleisch, eine Portion Jägerbraten vom Rind, war klein geschnitten, das Gemüse - Brokkoli, Karotten und Blumenkohl - weich gedünstet und gut gewürzt. An Emmas Tisch saßen noch zwei elegante Damen und ein rüstiger älterer Herr.

Die Dame zu ihrer Rechten mochte um die fünfzig sein. Sie war von schlanker Gestalt; die Bewegungen waren unauffällig fließend. Lebhaft graugrüne Augen beherrschten das ebenmäßige Gesicht. Der ältere Herr trug das gewellte, graublond Haar nach hinten gekämmt. Aus seinen Reden war zu entnehmen, dass er Musik und Geschichte studiert hatte und bis zu seinem Ruhestand Direktor eines musischen Gymnasiums gewesen war. Er war zu allen Mitpatienten gleichermaßen freundlich. Wenn der Ober nicht gerade den Tisch beobachtete, sorgte Direktor Weidner dafür, dass Emmas Glas nie leer war.

Die Untersuchung durch den Chefarzt für Orthopädie fand am nächsten Wochentag statt. Der Mediziner, in Begleitung von zwei Krankenschwestern, blätterte schweigend in den Unterlagen aus der Operationsklinik, prüfte mit ernster Miene anhand von verschiedenen Bewegungs- und Widerstandsübungen den Zustand von Emmas Armen, bevor er der Patientin in die Augen blickte und sagte: „ Sie haben schwere Schulterfrakturen, besonders rechtsseitig. Es ist derzeit nicht abzusehen, ob

Sie nicht noch ein künstliches Schultergelenk brauchen. Ich werde Ihnen einen Therapieplan für die nächsten Wochen erstellen, der die Mobilität und die Belastbarkeit ihrer Arme schrittweise verbessern soll. Aber Sie müssen viel Geduld und Disziplin aufbringen.“ Mit einem Schwindelgefühl und zuckenden Lidern stand Emma vor dem Arzt und fragte: „Wie lange wird es dauern, bis Sie eine genaue Prognose über die weitere Entwicklung abgeben können?“ „Das kann ich Ihnen jetzt wirklich nicht sagen; es hängt vom Verlauf der Therapie ab.“ Die Tonlage, mit der Dr. Schüttler antwortete, verriet Unmut. Mit hängendem Kopf verließ Emma das Ordinationszimmer. Eine Krankenschwester ging ihr nach und strich ihr mit leichter Geste über die Wange.

Die nächsten Wochen waren für Emma von einem strengen Therapiekorsett bestimmt. An fünf Tagen pro Woche waren von acht Uhr morgens bis fünf Uhr nachmittags sieben bis acht verschiedene Übungseinheiten von intensiver Krankengymnastik, Massage, Magnetfeldtherapie bis zu Ergotherapie und motorgestützter Bewegungstherapie zu absolvieren. Der Samstagvormittag war von drei bis vier zwanzigminütigen Einheiten bestimmt. Am schmerzhaftesten waren die von der jungen, doch berufserfahrenen Krankengymnastin Ingrid Eberhard durchgeführten Übungen, bei denen Emma gegen den Druck der Therapeutin mit ihren Armen Widerstand leisten musste. So gelang es ihr, zentimeterweise die Beweglichkeit der Arme von einem zum andern Mal zu steigern. Bei der motorgestützten Therapie wurde im 20-Minuten-Takt einmal der rechte, dann der linke Arm in einer Schiene mittels Elektromotor bis zu einem bestimmten, im Laufe der Übungen immer höher und weiter nach außen eingestellten Punkt gehoben bzw. abgespreizt. Bei diesen Übungen konnte Emma sogar lesen, da sie das Buch jeweils mit dem nicht eingespannten Arm halten oder umblättern konnte.

In der freien Zeit beschäftigte sie sich vorwiegend mit der Lektüre von Zeitungen oder Büchern, die ihr Freunde zugeschickt hatten. Besonders berührten sie Inge Jens' Autobiographie „Unvollständige Erinnerungen“. Emma bewunderte den außergewöhnlichen Lebensweg der intellektuellen Frau als politisch engagierter Mitstreiterin ihres Mannes, Professor Walter Jens, gegen politisch umstrittene Entwicklungen wie die Raketenaufrüstung, aber auch ihre Rolle als Koautorin einiger Bücher; auch Inge Jens' eigene Forschungsarbeiten und Editionen, etwa den Briefwechsel Thomas Manns mit Ernst Bertram oder Thomas Manns Tagebücher 1944 bis 1955 und deren Entstehungsbedingungen, fand Emma faszinierend.

Was Emma aber vor allem hohen Respekt und tiefes Mitgefühl abnötigte, war Inge Jens' treue Begleitung ihres Mannes auf seinem Weg in die Demenz. Wie schmerzlich musste das Erschrecken gewesen sein, als das zunächst als Depression diagnostizierte Leiden sich schließlich als fortschreitender Verlust geistiger Selbstbestimmung und physisch-psychischer Selbständigkeit enthüllte! Wie schwer waren die Verzweiflung und die Aggressivität des geliebten Partners zu ertragen; welche Reserven an körperlicher und seelischer Kraft mussten eingesetzt werden, um das Unabänderliche wenigstens in seinen düstersten Aspekten abzumildern!

In gesunden Tagen hatte Walter Jens seine Absicht geäußert, im Falle einer Demenz aktive Sterbehilfe in Anspruch zu nehmen. Doch wie sollten die Angehörigen

jetzt, im akuten Fall, dem geliebten Ehemann, dem Vater, der ja nicht über Schmerzen klagte und auch sonst keinerlei Zeichen eines baldigen Endes aufwies, diesen Wunsch erfüllen? Gab es nicht trotz aller dunklen Momente auch immer wieder Augenblicke einer Gelöstheit, die der Familie trotz allem Schweren auch Mut machten? Als nach einem Klinikaufenthalt in der Psychiatrie der Kranke am seelischen Tiefpunkt angelangt war, kam die Wende in Form einer ebenso resoluten wie liebevollen Frau vom Lande, die zur Entlastung der völlig erschöpften Ehefrau die Pflege im vertrauten Hause übernahm.

Diese Frau in den Vierzigern führte den Patienten immer wieder auf den von ihrem Bruder geführten Bauernhof, wo er mit großer Herzlichkeit aufgenommen wurde. Hier blühte Walter, wie er von allen genannt wurde, regelrecht auf. Man konnte die Freude an seinem Gesicht ablesen, wenn er die Kaninchen mit Kohlblättern fütterte oder Körner auf den Boden streute, die von den Hühnern eifrig aufgepickt wurden. Wenn Ehefrau Inge ihren Mann in ein Kirchenkonzert mitnahm und vorsichtshalber einen Randplatz wählte, um bei Anzeichen der Unruhe ihres Mannes rasch den Raum verlassen zu können, war sie sichtlich erstaunt, dass bei einer bestimmten Stelle von Johann Sebastians Bachs Weihnachtsoratorium, das sie oft zusammen gehört hatten, sein Gesicht sich belebte, die Augen zu leuchten begannen und er leise vor sich hin summete.

Emma fuhr aus ihrer Lektüre auf, als sie plötzlich aus einem der Nebenzimmer, ob aus dem Radio oder einem CD-Player, einen Schlager hörte: „Spanish eyes, prettiest eyes in all of Mexico...“, eine sentimentale Melodie, die Emma noch nach Jahrzehnten aufhorchen ließ, wenn sie irgendwo an ihr Ohr drang. Dabei war es weder Mexiko noch Spanien, wo sie diesen Schlager zum ersten Mal gehört hatte, sondern eine Taverne in der Nähe der Kathedrale von Orvieto. Emma hatte mit einer Kollegin in deren VW-Käfer eine Italientour gemacht, die sie von Bergamo über die Po-Ebene, die Toskana mit Stippvisiten in Florenz, Pisa und Siena nach Orvieto geführt hatte. Die Stadt auf dem Berg mit dem Dom, dessen inkrustierte Marmorfassade und großartige Fresken Kunstbegeisterte aus aller Welt anlockten, war seit Langem einer von Emmas Sehnsuchtsorten. Kollegin Geisler hatte weniger kunsthistorische, vielmehr sportliche Interessen und nach ihrer Scheidung vor einigen Jahren offenbar auch die nicht zu übersehende Neigung, hie und da einem Mann zu begegnen, der zwar einer festen Beziehung, nicht aber einem Abenteuer abgeneigt sein würde. Mit Mühe hatte Emma die Kollegin zu dem Umweg über Orvieto überreden können, bevor sie Rom ansteuerten.

Zu Emmas Enttäuschung zog Evelin Geisler es vor, gleich nach der Ankunft in Orvieto nicht den Dom aufzusuchen, sondern in der Hotelbar einen Whisky on the Rocks zu bestellen. Kaum hatten die beiden Frauen Platz genommen, da warf ein Mann in hellem Sommeranzug, dessen Augen die beiden Frauen am Tresen fixierten, ein paar Münzen in die Jukebox. Eher scheppernd als strahlend tönte es: „Spanish eyes...“ Der Mann verbeugte sich vor Emma und sagte mit leicht singenden Tonfall: „Prego, vuole darmi l'onore di ballare con Lei?“ Emma war auf diese Aufforderung in keiner Weise vorbereitet. Sie errötete; nach einer Pause, in der sie Gestalt und Mimik des Fremden möglichst unauffällig zu erfassen suchte, stotterte sie: „Con piacere, signore“. Die Kollegin war wohl ebenso verduzt wie Emma. Sie hatte die

Mundwinkel eine Spur nach unten gezogen. Auch Emma war überrascht, war Evelin doch die Schlankere, Sportlichere. Zudem hatte sie kurzes blondiertes Haar. War es ein Klischee, dass Südländer schlanke Blondinen den untersetzten, dunkelhaarigen Frauen vorzogen?

Der Fremde hatte ein offenes Gesicht, freundlich blickende Augen, die von einem Kranz winziger Fältchen umgeben waren. Die Farbe der Augen changierte zwischen Grau- und Grüntönen, nichts Brennend-Glutäugiges; auch dieses Klischee war natürlich eine kindische Vorstellung. Der Fremde tanzte elegant, führte mit unaufdringlicher Leichtigkeit. Emma, die gerade bei den neueren Tänzen die Schrittfolge oft nicht beherrschte und manchmal aus dem Rhythmus fiel, fühlte sich zunehmend sicherer. Sie wunderte sich auch nicht, dass der Fremde sich nicht scheute, Fragen nach dem Woher und Wohin von Emmas und Evelins Reise zu stellen.

Abrupt brach der Schlager mitten in der Melodie ab. Emma wurde aus ihrem Tagtraum herausgerissen. Sie räkelte sich, richtete sich langsam auf und warf einen Blick auf die Uhr an der Wand. Es war höchste Zeit, sich auf den Weg zur Motorschientherapie zu begeben. Vielleicht konnte sie mit der hilfsbereiten Therapeutin, die ihr die Position der richtigen Winkel einrichtete, noch ein paar Takte plaudern, ehe das Surren des Motors sie in einen angenehm schläfrigen Zustand versetzen würde.